

vor schwerer Verfehlung bewahrt worden, dem Judentum wäre unsagbares Leid erspart geblieben“ (S. 240). R. P.

Alphons Mulders: Missionsgeschichte. Die Ausbreitung des katholischen Glaubens. Regensburg 1960. Verlag Pustet. 535 Seiten.

Die Übersetzung der Missionsgeschichte des Ordinarius für Missionswissenschaft an der katholischen Universität Nijmegen, die nun schon seit einigen Jahren vorliegt, hat die seit Schmidlins großer Missionsgeschichte von 1925 klaffende Lücke geschlossen. In sechs Kapiteln werden die Geschehnisse, Ergebnisse, Probleme und Missionsmethoden von der apostolischen Zeit bis zur Gegenwart zusammengefaßt. Angesichts solcher erstaunlichen Leistungen katholischer Historiker bedauert man nur ab und zu, daß die früheste Zeit, das Judentum und das Neue Testament, gemessen am neueren Forschungsstand, meist etwas stiefmütterlich-schematisch abgehandelt werden. So fällt im Werk von Mulders die unkritische nacherzählende Benutzung der Apostelgeschichte sofort auf. Auch wollen die generalisierenden Urteile über das Judentum in der Einleitung nicht recht gefallen. So kann man nicht einfach sagen, daß die Sadduzäer, „die Nationalisten unter den Juden“, die Lehre von der Auferstehung des Fleisches verwerfen, sofern diese keine offizielle Lehre war. Nicht minder fraglich sind die summarischen Ausführungen über die Reichgottesverkündigung Jesu sowie über Jesu missionarische Anliegen und Absichten, insbesondere über die Stellung Jesu zur Heidenmission. R. P.

José Orabuena: Im Tale Josaphat. Eigene Lebensgeschichte. Zürich-München-Paderborn-Wien 1964. Thomas-Verlag und Verlag Schöningh. 301 Seiten.

Der Titel mag uns zunächst verwundern. Dieser „Lebensbericht“ aber ist im zunächststehenden Angedenken, ja im Angesicht der Toten und des Todes geschrieben und in der Zuversicht, daß die zueinander gehören, einander finden und erkennen werden, wenn Gott sie einst zusammenruft „im Tale Josaphat“.

Der Autor erzählt die Geschichte seiner „geistigen und seelischen Entwicklung“ — „wie ich lernte zu schreiben, wie ich lernte zu glauben, und wie ich nun eben lerne zu sterben“. Er wuchs in Berlin als Sohn jüdischer Eltern auf, die gütig und von kantischer Pflichttreue waren, jedoch ohne religiösen Sinn. Das Kind wußte nicht, „daß es Gott und daß es ein Gebet gebe“. Die Mutter kannte wohl die Bibel, vermochte aber nicht zu glauben, zu ihrem eigenen Leid, wie sie dem erwachsenen Sohn äußerte. Der Religionsunterricht im Gymnasium war ohne Wärme; der Rabbiner schien nur von einem drohenden und strafenden Gott zu wissen. Was Gottesglaube ist, jüdisches Frömmigkeitsleben, lernte der junge Soldat des Ersten Weltkriegs, als er herzkrank in ein Genesungsheim nach Wilna verschlagen wird. Jahrzehnte später findet das Wilna-Erlebnis seinen Niederschlag in dem Roman „Groß ist deine Treue“ (vgl. FR XII, 80). Ihm selbst wird endlich das Gebet „zur Notwendigkeit“, erst unbewußt, dann immer tiefer erkannt und erlebt. Aus dem Gebet erwächst der Glaube und die Begegnung mit Christus. Der Eintritt in die katholische Kirche erfolgt nach langem Zögern und Prüfen erst 1952 in Askona und Einsiedeln, wobei er sich gewiß ist: „Ich verlor durch die Taufe nicht mein Judentum; ich bestätigte es“ (S. 161).

Orabuenas Weg als Schriftsteller war steinig und einsam. Wenige verstanden und förderten ihn. Unter den zeitgenössischen Schriftstellern, die ihm Freunde wurden, gedenkt er des hochbegabten und unglücklichen Josef Roth mit besonderer Liebe (S. 175—181). War J. Roth ein Spötter und skeptischer Geistes, so doch zugleich gläubig wie wenige aus seinem Kreis. Von ihm stammt der Ausspruch, den Orabuena in „Ebenbild — Spiegelbild“ festgehalten hat, jemand „sei so dumm, daß er nicht einmal an Gott glaube“. Orabuenas Hauptwerk, der großartige Roman der Juden von Wilna, entstand in Dänemark, das Orabuena nach „Ebenbild — Spiegelbild“ in England.

Harte Jahre des Exils. Armut und äußere Enge. Aber auch wunderbare Tröstungen und Führungen. Herrliche Träume, schöpferisch und wegweisend, bei denen einem die Engeltäume der Bibel einfallen.

Die letzten Kapitel des Lebensberichtes bezeugen des Autors „immer inniger werdende Beziehung zum Tode“, eine „Vorbereitung, die das Alter sucht“, voll Ernst, doch „ohne Abneigung dem Leben gegenüber“, in vertrauender Ruhe und großer Dankbarkeit. A. R.

James Parkes: Antisemitismus. München 1964. Verlag Rütten und Loening. Aus dem Englischen übersetzt von Arno Dohm. 256 Seiten.

James Parkes, anglikanischer Geistlicher, hat sich seit vier Jahrzehnten mit dem Problem des Antisemitismus beschäftigt und wiederholt dazu Stellung genommen. In dem neuen Buch Antisemitismus zieht er eine Summe seiner Forschung. Im Vorwort rechtfertigt er sein Unternehmen mit der Erklärung, im Jahre 1945 habe sein Buch *An Enemy of the People: Antisemitism* einen großen Erfolg in England und Amerika gehabt, es sei auch in Deutschland herausgebracht worden, jedoch, wie es sich zeigte, zu früh, da die Deutschen zu jener Zeit ein Buch mit einem derartigen Thema nicht hätten vertragen können. Darum habe er das Thema noch einmal aufgegriffen. Er habe dabei festgestellt, daß trotz der veränderten Situation die Probleme des Antisemitismus im wesentlichen geblieben seien.

Die Untersuchung von James Parkes verrät eine außerordentliche Belesenheit ebenso wie seine Bereitschaft, alle antisemitischen Vorurteile abzubauen. Er geht dabei zunächst auf das Problem der Gruppenvorurteile und überhaupt der Psychologie des Vorurteils ein, wobei Gruppenvorurteile unserer Zeit analysiert werden. Sein Hauptaugenmerk gilt dann der Stellung der Juden in der neueren Geschichte, vor allem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. So widmet sich Kapitel 3 den Juden als den politischen Prügelknaben (1879 bis 1914), Kapitel 6 der jüdischen Welt seit 1881, Kapitel 7 und 8 dem Nationalsozialismus und seinem Einfluß bis heute, Kapitel 9 unterrichtet über die überlebende jüdische Gemeinschaft, Kapitel 10 über Israel und die arabische Welt. Auch dem Antisemitismus in der Sowjetunion wird ein eigenes Kapitel, das 11., gewidmet.

James Parkes gehört zu den Verfechtern der These, daß der Antisemitismus zuletzt auf christliche Wurzeln zurückgeht. Mit dieser Ansicht steht er freilich nicht allein. Jüdische Forscher wie Jules Isaac haben die gleiche Ansicht vertreten. Andere haben freilich widersprochen, so Hannah Arendt. James Parkes hat seine Ansicht, der Antisemitismus gehe auf christliche Wurzeln zurück, im 5. Kapitel seines letzten Buches erneut zu begründen versucht. Zum Anlaß nimmt er die Wiederbelebung falscher Zitate aus dem Talmud, die stets sich wiederholende Anklage auf Ritualmord, die Vermutung einer gefährlichen jüdischen Weltverschwörung gegen die Christenheit. Er verschweigt nicht, daß es schon einen vorchristlichen Antisemitismus gegeben hat. Trotz des von ihm selbst zugegebenen gelegentlich recht gespannten Verhältnisses zwischen Juden und Nichtjuden in der heidnischen Antike glaubt er von einer grundsätzlichen Verschlechterung des Verhältnisses von Juden und Nichtjuden erst seit dem Sieg der Kirche sprechen zu müssen. Er sieht eine einheitliche Linie des Mißverhältnisses von den ersten Tagen der Christenheit bis Auschwitz: „Geändert wurde der normale Verlauf der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden durch das Vorgehen der christlichen Kirche. Das behaupten zu müssen ist tragisch, aber vor den Beweisen gibt es keine Ausflucht. Noch tragischer jedoch ist, daß nirgends die Linie durchbrochen wurde, die von den ersten Verleumdungen des Judentums im ersten Entwicklungsstadium der christlichen Entwicklung sich weiterzieht bis ins 4. Jahrhundert, als den Juden, während die Kirche ihren ersten Triumph erlebt, die bürgerliche Gleichberechtigung versagt wurde, und weiter durch Schrecken des Mittelalters bis zu Hitlers Todeslagern in unserer Zeit. Allerdings

kamen im Laufe der Jahrhunderte noch andere Ursachen hinzu. In Motivierung und Klima ist die nationalsozialistische Periode der christlichen Lehre nichts schuldig geblieben. Einzelne Christen haben ihr Leben gewagt und verwirkt, indem sie Opfer Hitlers retteten, aber — bei den Kirchen ist die Linie geblieben, wie sie war, ununterbrochen weder durch ausreichende Schuldbekennnisse noch durch Wiedergutmachung oder Reue.“ Wir haben diesen Abschnitt so ausführlich zitiert, weil er nach unserer Ansicht nicht nur etwa für die Methode von Parkes aufschlußreich ist, sondern sein eigenes Unternehmen richtet. Vorurteile kann man nur überwinden durch Klärung, nicht aber durch Schaffung neuer Vorurteile. Trotz seiner außerordentlichen Belesenheit fehlt es dem Verfasser am Vermögen, ein differenziertes Urteil zu fällen. Niemand wird die Verfolgungen der Juden bagatellisieren wollen. Doch sind folgende Fragen zu stellen: Gelten die Verfolgungen für alle Zeiten, gelten sie in gleicher Intensität, steht nicht Verfolgung Duldung und auch Anerkennung gegenüber? Um die Lage der Juden beurteilen zu können, muß man berücksichtigen, wie das Mittelalter selbst den Juden einen Platz zwischen den Heiden einerseits und den Ketzerern andererseits angewiesen hat. Der Kult der Heiden galt als verwerflich, als Götzendienst; im Kult der Juden sah man eine Fortsetzung des alttestamentlichen Kultes, der seinerseits in typologische Beziehung zum christlichen gesetzt wurde. Insofern der alttestamentliche Kult verehrungswürdig war, galt das auch für den jüdischen Kult. Damit soll nicht geleugnet werden, daß trotzdem der Verdacht antichristlicher Gebete und Flüche bestand. Damit wird die Frage nach einer jüdischen Abwehrhaltung gegenüber den Christen aufgeworfen. Daß es eine antichristliche jüdische Polemik gab, wird der nicht bestreiten, der an den Sefer Nizzachon und die Toledoth Jeschu denkt. Parkes hat wohl in seinem Versuch, den Juden gerecht zu werden, zu wenig bedacht, daß manche Vertreter des Judentums durch ungeschicktes Auftreten Gefühle des Hasses erwecken konnten. Doch noch ein Wort zu der mittelalterlichen Problematik. Stärker, als Parkes es tut, müßte die Aufsplitterung der Rechtssphären, der Widerspruch zwischen theoretischem und praktischem Recht, gesehen werden. Damit soll natürlich in keiner Weise die Tatsache einer christlichen Judenfeindschaft verringert oder verkleinert werden. Trotzdem muß man sich gegen das Bild einer geradlinigen Entwicklung, wie Parkes es zeichnet, mit Nachdruck verwahren. Auch ist zu bedenken, daß der nationalsozialistische Antisemitismus sich keineswegs auf christliche Motive gestützt hat, sondern sich auf völkisch-rassistische Motive berief. Das Problem liegt freilich darin, zu klären, wie es zur Transformation der Motive kommen konnte. Auch scheint es nicht gerecht, den Kirchen als ganzes jedes Zeichen der Reue abzusprechen. An Reuebekenntnissen der evangelischen Kirche in Deutschland hat es nicht gefehlt. Es sei auch auf die Verlautbarungen der katholischen Bischöfe Deutschlands von 1961 und 1962 hingewiesen (vgl. FR XIII, 3; XIV, 3)¹. Inzwischen hat ferner die Debatte auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil über das Verhältnis Kirche und Juden gezeigt, wie viele katholische Bischöfe um Verantwortung und Mitschuld der Christen wissen. Wiewohl nun James Parkes mit seiner Grundthese von der christlichen Wurzel des Antisemitismus Widerspruch hervorrufen wird, so ist seine Arbeit doch gewiß auch in diesen Partien noch bedenkenswert. Es muß aber gefragt werden, ob so generalisierende Urteile, wie sie sich bei Parkes finden, nicht letztlich doch mehr schaden als nutzen, weil sie dem Fragenden kein zutreffendes Bild der geschichtlichen Vorgänge zu vermitteln vermögen. Da die Fehlurteile den Zugang zur eigentlichen Problematik vielfach verstellen, wäre es wünschenswert, derartigen Arbeiten sorgfältige Detailuntersuchungen zur Seite zu geben. Sie könnten ein zutreffenderes Bild ergeben, als es Parkes bei aller guten Absicht zu zeichnen vermag.

W. E.

¹ Erklärung der deutschen Bischöfe zum Eichmann-Prozeß, Gebet für die ermordeten Juden und ihre Verfolger, vom 29. 8. 1962. Aus dem Hirtenwort der in Fulda versammelten Bischöfe Deutschlands.

Max Präger / Siegfried Schmitz (Hrsg.): Jüdische Schwänke. Wiesbaden 1964. Rheinische Verlagsanstalt. 282 Seiten.

Mit einem interessanten Nachwort von S. Schmitz versehen, haben die Herausgeber hier eine Auswahl jüdischer Schwänke, jüdischer Witze, vorgelegt, die im wesentlichen der 1920 im Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel erschienenen Sammlung „Rosinkes mit Mandlen“ entnommen sind. Die J. Olsvanger als Zeugnis der Volksliteratur der osteuropäischen Juden herausgegeben hatte. Eine geringere Zahl von Schwänken entnahmen die Herausgeber und Übersetzer der Sammlung „Jüdische Witze“ von A. Rawnitzky, einige wenige fügten sie aus eigener Kenntnis hinzu. S. Schmitz sieht die soziologische Grundlage des jüdischen Witzes in der Fremdheit der Juden inmitten ihrer Umgebung: zu den besonderen Kennzeichen zählt er die fast schrankenlose Assoziationsfähigkeit, ein orientalisches Erbe, die breite ausgeschmückte Erzählung, die Neigung zum Schwankhaften, schließlich die Züge, die sich aus den sozialen, wirtschaftlichen Verhältnissen der jüdischen Massen im Osten ergaben. Nach Schmitz ist ja der „ursprüngliche jüdische Witz . . . , wie eben jeder Witz, ein von der Masse getragenes Geistesprodukt, demgemäß beeinflußt durch die innere geistige Veranlagung der jüdischen Masse, die im Osten wohnt“ (S. 272).

Die Ausgabe hat hohes Niveau, die Lektüre belehrt nicht nur, sie ergötzt auch echt. Die Gliederung der Herausgeber ist klar und einleuchtend.

Wer hier zum erstenmal mit dem jüdischen Witz bekannt wird, mag bemerken, daß die spitz-geschlossenen Pointen selten sind: das Breite und seltsam Offene dieser Schwänke wird ihn aber zu eifriger Lektüre laden.

R. P.

Henri Daniel-Rops: Er kam in sein Eigentum. Die Umwelt Jesu. Aus dem Französischen übersetzt von Sigrid Stahlmann. Stuttgart 1963. Deutsche Verlagsanstalt. 424 Seiten, 16 Abbildungen, mehrere Zeichnungen und Karten.

Man wird kaum ein Buch nennen können, das die vielfältigen, wissenswerten Realien (alles, was das tägliche Leben betrifft) aus der Umwelt Jesu in spannenderer, lebenswürdigerer und gefälligerer Form dem Leser serviert. Darin ist der Verf., Mitglied der Académie Française, unübertroffen. Aber gerade weil sich das Buch so leicht und unterhaltend liest, muß vor seinen nicht zu verhehlenden Schwächen gewarnt werden. Sie liegen hauptsächlich darin, daß die Ergebnisse der neueren Exegese wenig herangezogen werden, daß fast alle neutestamentlichen Schriften in ihren Aussagen mehr oder weniger als historisch bare Münze genommen werden und in den Realienkontext hineingearbeitet werden. So einfach sind die Dinge nicht, das muß falsche Vorstellungen wecken! So wird der lukanische Bericht von der Vorstellung im Tempel zu einer „rührenden Szene“ (S. 110), und Maria kommen, „während sie das Magnifikat betet, . . . so viele biblische Erinnerungen, daß man etwa dreißig herausgefunden hat!“ (S. 115). Jesu Totenerweckungen und seine Auferweckung erscheinen auf einer Ebene (S. 327), Worte aus den Synoptikern und dem Johannesevangelium werden bedenkenlos kombiniert und in dieser Kombination dem historischen Jesus unterstellt. Verzerrungen sind daher leider unvermeidlich, und man hat Bedenken, das Buch dem kritiklosen Leser zu empfehlen, obwohl es sehr viel Wissenswertes bietet, das dieser in Fachbüchern kaum nachlesen wird.

Auf die Bedenken, die von jüdischer Seite geäußert wurden, sei hingewiesen. (Vgl. Israelitisches Wochenblatt der Schweiz 1964/18 S. 78, Zürich, 1. 5. 1964.) Warum deutsche Verlage öfter solch künstlich aufgeputzte Titel wählen, statt beim einfach übersetzten Originaltitel zu bleiben (hier: La vie quotidienne en Palestine au temps de Jésus), bleibt rätselhaft. Man weckt nur falsche Vorstellungen.

R. P.

Karl Thieme (Hrsg.): Franz Rosenzweig. Die Schrift. Aufsätze, Übertragungen und Briefe. Frankfurt/M. o. J. (1964). Europäische Verlagsanstalt. Bibliotheca Judaica. 256 Seiten.

Das Nachwort zur Auswahl aus den Werken und Briefen Franz Rosenzweigs, das bereits vor Erscheinen des Auswahl-